

79. Mittwoch, am 4. October 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Russische Novellen und Skizzen. Uebertragen durch Albin von Seebach. Leipzig, bei Theodor Fischer, 1837. (XI. und 291 S. 8.)

Der Verfasser dieser Erzählungen, welchen der Herr Uebersetzer in der Vorrede nicht genannt hat, ist der russische Dichter Bestucheff, einer jener talentvollen, aber unruhigen jungen Männer, welche sich in den wahnsinnigen Revolutionsversuch vom December 1829 verwickeln ließen. Bestucheff büßte seine Verirrung mit vieljährigem Exil in Sibirien und ward sodann als gemeiner Soldat zu einem am Caucasus stationirten Regiment versetzt, wo er sich durch Tapferkeit endlich wieder zum Offiziergrade emporgeschwungen und die Aussicht zu einer neuen ruhmvollen Laufbahn eröffnet hatte, als er vor wenig Monaten in einem Gefecht mit den Tscherkessen den Tod fand.

Die erste der vorliegenden vier Skizzen, welche vom Dichter während seiner Verbannung geschrieben wurden, ist ein Bruchstück über Sibirien. Alles trägt hier das Gepräge der Localität, man fühlt die Wahrheit der Darstellung. Wir begleiten eine Karavane russischer Kaufleute bei einer Kälte von 40 Grad, auf ihrem dreitausend Werst langen Wege von Jakuzk nach Kolyma; wir belauschen das Treiben der Bewohner eines elenden sibirischen Städtchens; wir freuen uns am raschen Eintritt des kurzen Sommers, wir staunen beim furchtbaren Schauspiel eines Waldbrandes und folgen dem Laufe der majestätischen Bjona (Vena) bis zum Polarmeer, wo sie melancholisch in nebelhafter Dede endet. — Wir erlauben uns hier die Schilderung eines sibirischen Wintermorgens auszuheben, welche zugleich eine Probe von der Originalität des Dichters und der Gewandtheit des Uebersetzers geben mag.

„Die Reisenden, eingehüllt in Dachen (Felle von wilden Ziegen) und Pelze, mit ungeheuern Mützen, Tschabeks genannt, auf dem Kopfe, mit Stiefeln von Elenshaut, welche fast bis an den Gürtel reichen, mit Gesichtsmasken und um den Hals gewundenen Fellen, sitzen unbeweglich auf den hohen Jakuzkischen Sätteln. Alle schweigen; die Luft ist finster und dick, die Karavane zieht durch fühlbaren Nebel. Langsam, schläfrig, als ob

gegen ihren Willen, bewegt sie sich auf dem durch die Luft gebrochenen, lange noch sichtbaren Wege. Doch kaum bricht der Tag an, so tritt ein blutfarbener Streif, die Morgenröthe, hervor, dicke Dämpfe rollen gleich einem Vorhang sich auf, aber alle wogen noch über unsern Häuptern. Da steigt die Sonne, noch in gleicher Höhe mit der Erde, wie eine Feuerkugel empor, und plötzlich spielen Tausende von Regenbogen auf dem Schnee, auf dem beeisten Grase der Moräste, auf den Zweigen der Gesträuche. Wie diamantene Quasten, Fädchen, Spizgen dreht es sich in der Luft, erglänzend und Funken sprühend; wie Glitter fliegt es hin und her; die Strahlen heben sich wellenförmig wie ein Erndtefeld. Die Schatten der Bäume, vom Nebel zurückgeworfen und vergrößert, steigen aus der Erde wie Riesen, und bilden in phantastischen Formen Thürme, Säulen, ja ganze Schloßer. Das Schauspiel ist prächtig, aber es währt nur einen Augenblick. Die Sonne sinkt, und mit ihr schwindet der Zauber. Von Neuem bettet sich das todtte Feld unter das Sterbebett des Schnees, von Neuem stehen die dürren, mit Reif belasteten Gesträuche in ihrer Nacktheit um uns her. Nicht ein Vögelchen ist zu sehen, nicht eines Wesens Stimme ist zu hören — es ist etwas Furchtbareres, als das Grab. — Selbst der Tod ist mit dem Gedanken an das Leben verbunden — aber hier hat dieß nie geathmet.“

Die zweite Skizze, der rothe Schleier, gehört in das Kriegsleben des Verfassers, und schildert eine Scene aus dem Friedhofe zu Arserum (Erzerum) in Armenien, welches damals von den russischen Truppen erobert war. Der Dichter findet ein verschleiertes Mädchen an einem Grabe betend, welches seine Theilnahme weckt. Es ist eine junge Türkin, die um den Tod ihres Geliebten, eines gebliebenen russischen Offiziers trauert. Der Schmerz ist meisterhaft gemalt. „Er war mir Alles auf Erden, sagt sie, mein Vater, mein Bruder, Geliebter, Gatte! Wie ein sorgsamer Vater gab er mir eine neue Seele, wie ein zärtlicher Bruder war er stets um mich bekümmert, mit der Leidenschaft des — Bräutigams liebte er mich und ich ihn, fügte sie noch leiser hinzu.“ Bestucheff will die Einsame schützend nach Hause geleiten; sie winkt ihm, sich zu entfernen. Plötzlich sprengt ein

türkischer Reiter über den Friedhof und tödtet mit furchtbarem Schwertstich die Betende. Der Dichter rächt das der Eifersucht gefallene Opfer durch den Tod des Mörders, welchen die Kugel seines Pistols durchbohrt. Er eilt zur Unbekannten, drückt den Abschiedskuß auf die kalte Stirn — und hüllt die Leiche in den rothen Schleier. — Wenn gleich diese Skizze nur der Torso einer Novelle ist, so gleicht sie doch dem sinnigen Gemälde eines Meisters, der uns ebenfalls nur eine Scene aus einer inhaltreichen Geschichte vor Augen stellt, aber dadurch so zu ergreifen weiß, daß wir in Anschauen versunken, vor dem Kunstwerke stehen bleiben, während die geschäftige Phantasie uns den ganzen Cyklus der Begebenheiten ausfüllt.

Die dritte Erzählung, die schreckliche Prophezeiung, ist unter allen diejenige, welche mit der meisten Gluth der Empfindung geschrieben ist. Der Dichter, welcher hier wieder der Held der Geschichte ist und als Offizier auftritt, liebt Paulinen, die reizende Gattin eines begüterten Edelmanns. Seine Liebe hat Gegengefühl erweckt, doch Pauline ist tugendhaft und hat den Entschluß gefaßt, sich auf immer von ihm zu trennen. Noch einmal will er sie auf einem Balle sehen, den ein benachbarter Fürst dem Regiment giebt, welches das Gouvernement nächstens verlassen soll. Auf dem Wege zu dem entfernten Landsitz verirrt sich der Dichter in der Nacht auf den schneebedeckten Pfaden. Ermüdet langt er in einer Dorfschenke an, wo eben ein Fest gefeiert wird. Alles sibt im traulichen Kreise, und ein Tonangeber erzählt Märchen und Gespenstergeschichten. Möglich mischt sich ein geheimnißvoller Fremder, eine Art von Mephistopheles, in die Gesellschaft und drängt sich beharrlich an den Dichter. Einer der Anwesenden will dem Offizier seine Zukunft weissagen und ihm Geister beschwören; lachend folgt jener dem Nekromanten auf den Friedhof, wo das Zauberwerk begonnen wird, sich aber damit endigt, daß der betrunkene Geisterbanner bewusstlos zur Erde stürzt. Nun erscheint der Mephistopheles wieder und erbietet sich, den Offizier in seinem Schlitten nach dem Schlosse des Fürsten zu bringen. Bestucheff steigt ein, und befindet sich nach einer Stunde im glänzenden Ballsaal in der Nähe seiner Geliebten. Ein Stellichein zum Lebewohl wird in einem entlegenen Theile des Schlosses verabredet. Noch einmal umarmt der Glückliche seine Pauline; da tritt der Geheimnißvolle eilig ein, und benachrichtigt die Liebenden vom nahen Ueberfall den ihnen Paulinens Gatte bereitet. Sie entfliehn im Schlitten, den der dämonische Fuhrmann lenkt. Doch der beleidigte Gatte erreicht die Flüchtigen und erwidert den Antrag des Zweikampfs mit einer thätlichen

Beleidigung des Entführers. Letzterer, vor Wuth entbrannt, spaltet dem Gegner den Schädel und versenkt den Leichnam im nahen Teich. Pfeilschnell saust der Schlitten weiter, bis er endlich über die Kreuze eines Friedhofs hinwegfliegt. Ein frisches Grab thut sich auf, in welches der Fuhrmann die Liebenden hinabstürzt. Tiefer und tiefer versinken beide und ein furchtbares Hohngelächter schallt von unten heraus, als Pauline, den Geliebten im Sturz umschlingend, ausruft: „Auch in der Hölle soll man uns nicht trennen!“ — Hier erwacht plötzlich der Dichter aus einem tiefen Schlummer und erblickt sich überrascht neben dem betrunkenen Wahrsager auf dem nämlichen Dorfkirchhofe, wo ihn der dämonische Schlittenlenker abgeholt hatte. Die Leser erfahren nun ebenfalls zu ihrer großen Ueberraschung, daß alles von jenem Augenblicke an bloß ein Traum gewesen, aber ein Traum von furchtbarer psychologischer Wahrheit, ein Traum, in welchem der gute Genius des Dichters ihm den Abgrund aufschloß, in welchen ihn seine verbrecherische Leidenschaft zu stürzen drohte. „Ich gab mein Wort, Paulinen nie wieder zu sehen, sagt er, und ich hab' es gehalten.“

Die vierte Novelle, der Kurassier, spielt im verhängnißvollen Kriegsjahre 1812, und enthält zwei verschiedene Geschichtchen, die von der Gräfin Filipia und die von der schönen Fürstentochter Elisa. Beide sind aus der vornehmen Bojarenwelt entlehnt und mit ergreifender Wahrheit geschrieben. Besonders könnte die letztere den Stoff eines interessanten Seitenstücks zu Raupachs Isidor und Olga liefern. Beide Erzählungen sind jedoch zu verwickelt, um sich zum Auszug für diese Anzeige zu eignen. Wir beschränken uns darauf, die Beschreibung eines Gefechts mitzutheilen, welche das ausgezeichnete Talent Bestucheffs für Schilderungen dieser Art beweist: „Die Husaren nochmals erinnernd, was sie thun und wie sie sich benehmen sollten, führte ich den Angriff beherzt und gleichmüthig an. Die leichtgefrorene Erde dröhnte unter dem taktmäßigen Trabe, lustig flatterten die Fähnchen der Uhlanlanzen, mit denen damals auch die Husaren bewaffnet waren, und das Geklirr der Waffen schallte durch die Herbstluft. Alles dieß ward nur selten durch die Commandoworte übertönt, die die Reichen an Richtung und Führung erinnerten. In der feindlichen Richtung herrschte Todtenstille, — eilend kamen wir näher; schon konnte man der Grenadiere bleiche Gesichter und die Augen erkennen, die unter den vorwärtsgeneigten Bärmügen hinter den Gewehrläufen hervorbligten. Auf hundert Schritte commandirte ich: Marsch — Marsch, und mit hochgeschwungenem Säbel stürzten wir auf die gekreuzten Bajonette. Im selben Augenblicke

hörte ich das feindliche Feuer! — ein Kanonenschuß donnert, — Kartätschen spielen um uns her, und längs den Seiten läuft ein dichtes, wohlgenährtes Bataillefeuer fort; — es mähte unsre Fronte wie Flaumensedern auseinander, die Pferde brachen aus und Unverletzte stürzten über Verwundete. Wir waren gezwungen umzukehren; Kartätschen und Bajonette sind der Natur des Pferdes zuwider. Dreimal setzten wir noch an, das Quarré zu durchbrechen, und dreimal wurden wir zurückgeschlagen.“ — Hier ist jene einfache Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, wie wir sie auch in den meisterhaftesten Kriegsscenen unsers Wachsmann und Tromlig finden, weil sie sich auf die Erinnerung an Selbsterlebtes gründet.

Sollten wir nun unser Urtheil über den Werth der Uebersetzung aussprechen, so müssen wir anerkennen, daß sich dieselbe leicht und angenehm liest. Der Styl entspricht den Forderungen, die man an eine gute Uebersetzung stellen darf, daß er zugleich klar und der Grammatik der Muttersprache entsprechend sey, und doch dabei etwas von dem Charakteristischen des fremden Idioms durchschimmern lasse. Hin und wieder sind dem Text auch interessante Anmerkungen und Erklärungen beigelegt. — Wir sprechen daher unsern Dank gegen den Herrn Uebersetzer aus, daß er unsere Literatur mit dieser anmuthigen Gabe aus einem fremden Dichterkreise bereichert hat, und ermuntern ihn, (welcher eine diplomatische Stellung für längere Zeit in Petersburg finden wird,) uns noch mit mehren ähnlichen gelungenen Uebersetzungen russischer Romane und Novellen zu beschenken. Auch möchten wir seine Aufmerksamkeit auf die Volksagen und Volksmärchen lenken, in denen sich der poetische Sinn einer Nation am natürlichsten aufschließt. Die russischen Volksmärchen von Anton Dietrich gesammelt, Leipzig, 1831, bei Weidmann, haben hierin bereits einen lobenswerthen Anfang gemacht. Wir wissen nicht, ob sich Herr von Seebach bereits in metrischen Uebersetzungen versucht hat; sonst würden wir den Wunsch hinzufügen, daß er uns auch bald mit Proben der russischen Lyrik erfreuen möge.

Ernst von Brunnow.

Neue Reisenovellen von Heinrich Laube. 2 Bde.
Mannheim, bei Heinrich Hoff, 1837.

Mit vieler Neugier gingen wir an die Durchlesung der „neuen Reisenovellen“; wir wußten, daß wir Interessantes zu hoffen hatten, und diese Hoffnung ward auf's Vollständigste erfüllt. Es scheint uns, als ob Laube's Genius durch die mancherlei Geschehnisse die ihm die letzte

Zeit bereitete, eine Läuterung erlangt hätte, die ihn unfehlbar an ein Ziel bringen muß, das er früher durch kecken Anlauf zu usurpiren trachtete. Obwohl Niemand ihm Phantasie und Gemüth absprechen kann, so wird doch Jeder — und gewiß er selbst — zugeben, daß bei ihm der Verstand hervorsticht. Viele haben sich daher gewundert, wie Laube in früherer Zeit oft den Schein annahm, das nicht zu sehen, was so nahe lag, das hohle, nichtige Wesen derer, denen er sich anzuschließen schien, die Angriffe auf Leute, die er achten mußte weil sie achtungswerth, das Emporschwingen solcher, die dessen nicht werth waren, die Aneignung einer Manier, gemacht das Publikum zum Aufmerken zu zwingen, und diesen Zweck erreichend, aber dennoch einer Manier, und zwar einer solchen, die seines Talents nicht würdig war, und die er billig Herrn Gukow und Andern die sie nöthig haben, hätte überlassen sollen. Hören wir, wie er in der höchst interessanten Vorrede zum 2ten Theile, sich über diesen Punkt ausspricht. „Uebrigens — sagt der Verfasser — muß ich ein Geständniß machen: ich habe eigentlich noch nie so geschrieben wie ich schreiben möchte; und zwar nicht darum, weil ich's nicht zu Stande brächte, sondern weil ich fürchten muß, alsdann sehr wenig Leser zu haben. Somit habe ich der Lesersouverainetät geopfert, um selbst eine Macht zu werden. Denn das Publikum gestattet erst dann dem Autor einen eigenen Band, wenn ihm der Autor sechs Publikumbände gegeben hat. Das Publikum ist eine dämonische willkürliche Macht; schlimmer als Samiel, der von sieben Kugeln sechs Freikugeln gestattet, schenkt es dem Autor nur eine. Diese eine will ich nächstens in Anspruch nehmen. Also nicht, weil ich sie für das beste Genre hielt, oder weil ich Heine gelesen hatte, schrieb ich Reisenovellen, sondern weil ich sah, daß man damit das Publikum trafe; ich bin leider durchaus kein heiliger Antonius, der sich damit begnügt, den Fischen zu predigen. Daß man die bunte Tacke der ersten Bände insbesondere für baare Münze nahm, hat mir oft Lachen, oft Betrübniß gebracht — mein Geschmack geht auf eine viel größere Einfachheit. Zuweilen versuchte ich ihn dazwischen in kleinen Büchern, das hieltet Ihr leicht für schwachen Scherz, besonders Gukow that dieß, der die Reizung für das Schöne und Nothwendige hält.“

Was Laube hier sagt, hat sich zwar bereits Jedermann gedacht — etwa Herr Gukow ausgenommen — aber es ist hübsch daß er es offen eingesteht. Er wird übrigens in jeder Weise, folglich auch in der eingeschlagenen edleren, sein Publikum haben, während schriftstellerische Seiltänzer sich in tollen Gambaden und Sprüngen abmühen und dennoch unbeachtet bleiben werden.

Die vorliegende Schrift anlangend, so treffen wir in jeder der darin enthaltenen Abtheilungen, so Mannigfaltiges als Interessantes. Die „Fahrt nach Pommern“ zeichnet sich durch eine lebhafteste, frische Behandlung und durch poetische Anschauungsgabe aus. Was Laube darin über das, noch aus Rosengartens Zeiten, etwas zur Ungebühr überschätzte Rügen, so wie über Schill und dessen tragisches Ende mittheilt, ist interessant, auch zum Theil neu. Bei der Abtheilung „Berlin“ haben uns die „Berliner Berühmtheiten“ sehr angesprochen, und dies wird bei der Mehrzahl der Leser gewiß derselbe Fall seyn. — Im zweiten Theile zeigt sich Laubes Darstellungstalent, in seiner frischen und festen Auffassungsgabe, fast noch mehr wie in dem ersten. Was er in der Abtheilung: Thüringen, über Weimar, namentlich über Goethes Hauswesen sagt, ist von großem Interesse, und Vieles noch unbekannt. — Die Abtheilung: Süddeutschland, begreift vorzüglich Frankfurt und Stuttgart in sich. Wir erfahren Allerhand aus Schillers Jugendleben, was wir anderwärts nicht gefunden haben. Der Artikel: Stuttgart und die Schwaben, ist mit Beziehung auf die schwäbische Dichterschule, mit Mäßigung und Besonnenheit geschrieben. Menzel ist darin nicht angegriffen, ja nicht einmal genannt; das ist zwar sehr verständig und honett von Laube, wird aber Jemanden in Frankfurt ganz über den Horizont gehen, und unser Verfasser über kurz oder lang deshalb viel im „Telegraphen“ zu leiden haben. Schade nur, daß wir diesen Artikel nicht zu Gesicht kriegen werden, da in Dresden nicht ein einziges Exemplar dieses so weit verbreiteten Journals aufzufinden ist. — Wir empfehlen schließlich die „neuen Reisenovellen“ den Freunden moderner Litteratur auf's Beste.

E. v. Wachsman.

Fortsetzungen.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, hiermit die Vollendung des

Encyclopädischen Wörterbuchs der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer. Altenburg, Pierer

mit dem Anhang zum sechs und zwanzigsten Bande anzeigen zu können.

Wir geleiteten dieses treffliche und bei seinem Entstehen in seiner Art einzige Unternehmen, von dessen Beginn im Jahre 1824 an, berichteten treulich über das

Erscheinen seiner einzelnen Bände und erfreuen uns nunmehr der Vollendung eines Werkes, das sich immer gleichbleibend an Vollständigkeit und Sorgfalt der Auswahl, auf's Ehrenvollste dasht unter den ähnlichen Erscheinungen dieser Zeit, von denen wohl so manche, Idee wie Ausführung daraus geschöpft haben, ohne ihrer Quelle dankbar zu gedenken. Daß aber in den verflossenen dreizehn Jahren seines Fortschreitens, wie der Herausgeber selbst bekennt, „Geschichte, Politik, öffentliches Leben, Litteratur, ja selbst manche Wissenschaft einen, von dem frühern ganz verschiedenen Charakter angenommen haben,“ geht aus einer Zeitgestaltung hervor, wie sie in diesem Wechsel, wie in dieser Schnelligkeit wohl noch nie vorhanden war, und darum sollen alle diese Veränderungen, sammt Nachträgen und Ergänzungen, wie Berichtigungen in Einem oder da nöthig in Zwei Supplementbänden nach Jahr und Tag nachgetragen und dadurch das Ganze völlig zeitgemäß gestaltet werden.

In dem Nachworte zu dem Werke sind diejenigen Gelehrten genannt, die am wesentlichsten zu demselben beigetragen haben und am Schlusse wird das Band I. Seit XVII — XX gegebene Namensverzeichnis der Mitarbeiter überhaupt ergänzt. Mit Hochachtung begrüßen wir darunter die ehrenwerthesten Männer, Gelehrte in allen Fächern, und ehren doppelt die Auswahl welche der Herausgeber traf, um seinem Werke die Bediegenheit und doch auch wieder die Vollständigkeit zu geben, welche wir nie aufgehört haben daran zu rühmen.

In diesen Eigenschaften ist es sich gleich geblieben vom ersten bis letzten Bande, und da r ist in unserer zuletztgegebenen Anzeige davon, bei dem vier und zwanzigsten Bande stehen blieben, so zeichnen wir unter den Artikeln des uns als Ergänzung noch vorliegenden

fünf und zwanzigsten und sechs und zwanzigsten Bandes nebst Anhang

nur noch folgende als besonders werthvoll, ausführlich und erschöpfend aus. Band XXV. Verhältniß, Verjährung, Verrenkung, Verkunst, Vertheidigung, Verwandtschaft, Vieled und Vieelseit, Visconti, Vögel, Volksvertretung, Wahnsinn, Walachei, Wartburg, Wasser (mit Compositis), Weber, Wechsel, Weib, Wein. Band XXVI. Welt, Westfalen, Wiedertäufer, Wien, (Wiener Congress,) Wilhelm, Wind, Wissenschaft, Wolf, Württemberg, Wunden, Wurzel, Zähne, Zahl, Zauberei, Zehnt, Zeichen, Zeit, Zeitungen und Zeitschriften, (ein ungemein ausführlicher und allumfassender Artikel,) Zeuge, Zinn, Anhang. Zins, Zoll, Zuchtthaus, Zucker, Zunft, Zustand nach dem Tode und Zweikampf.

Möge jedes weit aussehende Versprechen so redlich und befriedigend erfüllt werden, als es durch dieses Werk geschah.

Th. Hell.